

Nach der Theorie, jenseits von Bologna, am Ende der Exzellenz? Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert

Bericht

Diskussion Germanistik und Karriere

Johannes Schmidt (Jena)

I.

Die Diskussionsrunde am Freitagabend verließ den engeren fachlichen Bereich um zu ergründen, wie es nun eigentlich „Nach der Theorie“ und „jenseits von Bologna“ wirklich aussieht. „Germanistik und Karriere?“ war das Thema, dem sich die sechs Teilnehmenden annahmen, indem sie von ihrem eigenen beruflichen Werdegang berichteten.

Die Diskussion verlief in vier Etappen: Zunächst stellten sich die Gäste vor und berichteten von ihren jeweiligen Tätigkeitsfeldern; anschließend bekamen sie Gelegenheit, ausführlicher über den Weg vom Studium in den Beruf zu sprechen, bis die Diskussion auch für das Publikum geöffnet wurde; am Ende stand schließlich der Versuch, der Germanistik aus der Praxis heraus Empfehlungen zu geben, wie sie sich in der Lehre und gegenüber der Öffentlichkeit verhalten sollte.

Ähnliche Konzepte kennt man als Student mitunter aus dem Vorlesungsverzeichnis. In Hannover wurde im Sommersemester 2012 von Alexander Košenina eine Vorlesungsreihe angeboten („Angewandte Literaturwissenschaft“), in der ehemalige Germanistikstudent/inn/en, die weder Lehrer noch Forscher sind, über ihre Berufsfelder und ihre Karriere berichteten – darunter auch Kathrin Dittmer, die an diesem Freitag wieder auf dem Podium saß. Und im Sommersemester 2013 präsentieren sich in Jena die „Praxisfelder der Germanistik“ – Initiator ist Dirk von Petersdorff, der im Vorjahr seinerseits als Gast in Hannover mitwirkte. Das Konzept findet also Verbreitung und wurde den Besuchern des Colloquiums nun in verdichteter Form geboten, mit dem Vorteil, dass verschiedene Erfahrungshorizonte stärker aufeinander bezogen werden konnten. Zugleich bot die Diskussion

Dieser Text ist der zusammenfassende Bericht zur Diskussion »Germanistik und Karriere« auf dem Internationalen Colloquium »Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert«, das vom 4. bis 6. April 2013 im Schloss Herrenhausen in Hannover stattfand.

Die Ergebnisse der Tagung – einschließlich Audiomitschnitten der Podiumsdiskussionen und Vorträge – sind in der Internetpublikation www.perspektiven-der-germanistik.de abrufbar. Sie wurde herausgegeben von Mark-Georg Dehrmann (Hannover) und Carsten Rohde (Karlsruhe).

Das Copyright für diesen Beitrag liegt bei dem Autor.

Veranstaltung und Publikation wurden gefördert von der VolkswagenStiftung Hannover.

anschauliche Beispiele für das, was Frank Wießner vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg am frühen Nachmittag in seinem Vortrag über „Berufsaussichten für Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler“ ausgeführt hatte – entsprechend wird an einigen Stellen auf seine Präsentation zurückzukommen sein. Hinzugezogen werden auch einige Studien des Hochschul-Informations-Systems zu Berufsaussichten und -verbleib von Studierenden geisteswissenschaftlicher Fächer, die dabei helfen sollen, das gebotene Bild etwas weiter zu differenzieren.

II.

Den Anfang machte Stephan Lohr, der die Runde nicht nur moderierte, sondern auch selbst von sich berichtete. Nach dem Hinweis darauf, dass er in Hannover Germanistik studiert habe, beschrieb er seine Stelle als Leiter der Literaturredaktion von NDR Kultur und seine Arbeit an verschiedenen Lesereihen und als Moderator unterschiedlicher Veranstaltungen. Er bestätigte, mit seinem Beruf sehr zufrieden zu sein – eine Einschätzung, die die übrigen Gäste teilten, obwohl ihre Tätigkeitsfelder mitunter deutlich weniger komfortabel sind als dasjenige Lohrs, der für sein Programm ein adäquates Budget erhält.

In einem dieser Berufszweige arbeitet Kathrin Dittmer vom Literaturhaus Hannover, dessen Geschäftsführerin sie ist. Obwohl Germanistik nur ein Nebenfach in ihrem Studium bildete, entschied sie sich für eine Stelle im literarisch-kulturellen Sektor, die äußerst arbeitsaufwändig ist (Programmplanung, Finanzierung, Verwaltung etc.). Mit nur einer Mitarbeiterin sei die Belastung entsprechend hoch, die Arbeit zugleich aber auch befriedigend. „Man kann da sehr viel selber machen“, betonte Dittmer, darauf hinweisend, dass der Beruf viel Spannendes bereithalte, wie etwa die Begegnungen mit einer Vielzahl von Autoren und deren Lesern. Das Germanistikstudium sei keine zwingende Voraussetzung für ihre Arbeit, aber natürlich hilfreich: Kenntnisse über Sprache und Literatur seien nützlich, ein leidenschaftliches Interesse aber sehr viel wichtiger.

Anders bewertete Petra Gropp die Relevanz der Studieninhalte. Für ihre Arbeit als Lektorin beim S. Fischer Verlag sei das Germanistikstudium von fundamentaler Bedeutung: Die Auseinandersetzung mit Texten und deren Verfassern erfordere methodisches Handwerkzeug und literaturhistorisches Wissen. Wie die übrigen Teilnehmenden zeigte auch sie sich mit ihrer Tätigkeit sehr zufrieden, insbesondere wegen der Nähe zur literarischen Produktion und wegen der Vermittlungsrolle zwischen Autoren als Künstlern und dem Verlag als Wirtschaftsunternehmen.

Für Markus Mayr, der als Leiter der Unternehmenskommunikation bei Scholz & Friends Pressesprecher ist und die PR-Arbeit übernimmt, ist das Germanistikstudium – das er, wie er später berichtete, zugunsten der Karriere abgebrochen hat – keine entscheidende Größe im Beruf. Zwar seien Sprach- und Sprechfähigkeiten erforderlich, nicht aber die fachlichen Inhalte – was nichts daran ändere, dass das Studium eine „tolle Erfahrung“ gewesen sei.

Wie schon Kathrin Dittmer drückte auch Mayr seine Zufriedenheit mit der Stellung aus, die gerade auf der damit einhergehenden Eigenverantwortlichkeit basiert.

Ähnlich schätzte auch Viktor Otto das Verhältnis von Studium und Beruf ein. In seiner Stellung als Abteilungsleiter für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bei der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände finde sich kein unmittelbarer Bezug zur Germanistik; gleichwohl spielten Sprache, Kommunikation und journalistische Fähigkeiten eine wichtige Rolle, die als Kompetenzen auch im Studium vermittelt würden.

Als letzter in der Runde stellte sich Ulrich Raulff vor, der als einziger Teilnehmer kein Studium der Germanistik absolviert hat und nun mit dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach eine der wichtigsten germanistischen Forschungseinrichtungen leitet. Den Posten habe er, so Raulff, aufgrund seiner Verwaltungserfahrung erhalten, die er unter anderem als Feuilletonchef bei der FAZ gewonnen habe; zuvor hatte er bereits als Übersetzer für verschiedene Verlage gearbeitet und dort auch eigene Buchreihen gestaltet – Tätigkeitsfelder, die sich mit denen der Pressesprecher und Lektoren berühren.

Vergleicht man die Äußerungen der Teilnehmenden zur beruflichen Zufriedenheit mit den Ergebnissen der HIS-Studie „Berufsverbleib von Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern“, gelangt man zu einigen bemerkenswerten Resultaten. „Mit den meisten Dimensionen der Arbeitszufriedenheit sind sie [die Geisteswissenschaftler/innen, J.S.] in deutlich geringerem Maße zufrieden als der Durchschnitt aller Universitätsabsolvent/inn/en“¹, heißt es dort. Und neigt man nach den oben referierten Aussagen zu der Annahme, Absolvent/inn/en geisteswissenschaftlicher Studiengänge seien zumindest im Punkt des eigenverantwortlichen Arbeitens und der Möglichkeit, eigene Vorstellungen umzusetzen, sehr zufrieden, muss man mit Blick auf die Studie auch dies revidieren: „Lediglich im Hinblick auf die Möglichkeiten, eigene Ideen einzubringen, die Familienfreundlichkeit, das Arbeitsklima und die Ausstattung mit Arbeitsmitteln gibt es keine Unterschiede“². Die Zufriedenheit, die überall anklingt, ist also keineswegs größer als bei den Absolvent/inn/en anderer Fächer, und – noch auffälliger – Kathrin Dittmers Forderung an Berufseinsteiger, sich eine hohe Arbeitsbereitschaft anzutrainieren und mit langen Arbeitstagen zu rechnen, widerspricht dem einzigen Punkt, an dem die Studie die Geisteswissenschaftler/innen vorne sieht: bei der Möglichkeit, viel Raum für das Privatleben zu haben. Andererseits ist – salopp gesagt – eine relativ gesehen geringere Zufriedenheit immer noch eine Zufriedenheit, und man darf nicht vergessen, dass ein anderer Punkt bei denen, die ein geisteswissenschaftliches Fach studieren bzw. studiert haben, von viel größerer Relevanz ist: das Interesse an den Inhalten. Noch ein Blick in die Studie: „Die Studienanfänger/innen entscheiden sich vor allem aus inhaltlichem Interesse und aufgrund der eigenen Neigungen und Begabungen für ein geisteswissenschaftliches Fach. Im Unterschied zu anderen Studienanfänger/inne/n benennen Geisteswissenschaftler/innen ein gutes Einkommen und eine sichere Berufsposition vergleichsweise selten als Motiv für

1 Kolja Briedis, Gregor Fabian, Christian Kerst, Hildegard Schaeper: Berufsverbleib von Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern. Hannover 2008, S. 52.

2 Ebd. Vgl. auch Abb. 4.7, ebd. S. 53.

die Studienfachwahl, dafür ist ihnen die Möglichkeit zur persönlichen Entfaltung deutlich wichtiger.“³ Dieser Befund deckt sich mit den Berichten der sechs Teilnehmenden, oder zumindest bietet er eine plausible Erklärung für ihre Bereitschaft, auch unsichere, arbeitsintensive oder weniger gut bezahlte Stellen zu übernehmen. Am Ende der Diskussion flammte diese Einstellung noch einmal auf, als Ulrich Raulff dazu aufforderte, dass Studierende unbedingt für geraume Zeit ihren Leidenschaften und Interessen folgen sollten, um dann gegebenenfalls auch leichter in ein ganz neues Tätigkeitsfeld zu wechseln.

Die Notwendigkeit, flexibel zu sein und im Zweifelsfall auch einen vorher nicht erwogenen oder sogar unbekanntem Beruf zu ergreifen, betonte auch Frank Wießner in seinem Vortrag. Nur die Hälfte der Absolvent/inn/en einer geisteswissenschaftlichen Ausbildung, so Wießner, arbeiteten in einem entsprechenden Sektor – alle anderen in einem Bereich, für den der geisteswissenschaftliche Hintergrund nicht erforderlich sei. Dementsprechend komme es vor allem auf Kompetenzen wie Selbstmotivation, Ausdrucksvermögen, Flexibilität, Organisations- und Lernfähigkeit an, gerade in einer Zeit, in der die Abstände zwischen Studienabschluss und erster Stelle deutlich größer sind als bei den Absolvent/inn/en anderer Fachrichtungen.⁴

III.

Wie wird man Lektor? Oder Pressesprecher? Diese Fragen sind durchaus berechtigt, immerhin handelt es sich hier um Berufe, die gerade für Studierende der Germanistik interessant sind (entsprechend häufig werden sie gehört). In der zweiten Runde der Diskussion wagten sich die Teilnehmenden an eine Antwort.

Petra Gropp erzählte von ihrem ursprünglichen Wunsch, Journalistin zu werden, der sich nach einem Praktikum bei einer Zeitung auflöste; das anschließende Germanistikstudium in Mainz und Dijon mündete in dem Plan, an der Universität zu bleiben; als sich dort jedoch keine Chance auftat, suchte sie nach Alternativen und machte ein Praktikum in der Presseabteilung des S. Fischer Verlags. Daran schlossen sich Messejobs, zwei Volontariate und eine Assistenzstelle (jeweils beim S. Fischer Verlag) an, ehe ihr dann die unbefristete Stelle als Lektorin angeboten wurde.

Bedenken, ihren Werdegang als Karriere zu bezeichnen, äußerte Kathrin Dittmer. Viele Zufälle hätten eine Rolle gespielt, sagte sie: Um ihr Ziel, eine Arbeit im Museum, zu erreichen, studierte sie Politik, Geschichte und Germanistik, übernahm gleichzeitig aber auch viele Nebenjobs, u.a. als Reinigungskraft und in der Industrie; einige Zeit lang war sie an einem Institut für Denkmalpflege im Bereich Öffentlichkeitsarbeit tätig, bis sie schließlich die Stelle im Literaturhaus fand, die sie nach und nach von der Teil- zur Vollzeit ausbaute

3 Ebd., S. III.

4 Vgl. dazu ebd. sowie: Judith Grützmaker, Andreas Ortenburger, Christoph Heine: Studien- und Berufsperspektiven von Bachelorstudierenden in Deutschland. Übergangsverhalten, Studiengangsbewertungen und Berufsaussichten von Bachelorstudierenden im Wintersemester 2009/10. Hannover 2011.

und wo man „weder reich noch berühmt“ werden könne, aber „dafür viel Arbeit“ habe – hier schien durch, welches große persönliche Interesse am Gegenstand mitunter vorhanden sein muss.

Wie Petra Gropp plante auch Viktor Otto zunächst, in der Forschung zu bleiben. Als Stipendiat der Studienstiftung promovierte er, fand danach aber ebenfalls keine Anstellung an der Universität. Infolgedessen war er eine Weile journalistisch tätig, ehe er auf eine Initiativbewerbung hin eine Stelle als Redenschreiber im Innenministerium bekam, von der er schließlich in seine jetzige Stellung wechselte.

Die Karriere von Stephan Lohr verlief ebenfalls nicht geradlinig: Nach ersten Tätigkeiten während des Studiums im AStA und in der Erwachsenenbildung arbeitete er nach dem ersten Abschluss als Pressesprecher der Verbraucherberatung und übte nach dem zweiten Staatsexamen zunächst Verlagstätigkeiten aus, ehe er schließlich zum NDR kam.

Markus Mayrs Werdegang ähnelt stark dem von Petra Gropp. Nach dem Abitur wollte er zunächst Journalist werden, fand aber aufgrund des fehlenden Studiums keine Anstellung. Die naheliegende Wahl schien ihm daraufhin ein Germanistikstudium zu sein; während dieser Zeit machte er ein Praktikum als Pressesprecher und übernahm später auch einen Studentenjob bei einer Werbefirma. Diese Stelle nahm zunehmend mehr Zeit ein, sodass er schließlich das Studium abbrach um – ein Angebot seines Arbeitgebers – ganz in diese Tätigkeit zu wechseln.

Auch hier hilft ein Blick auf die Ergebnisse des HIS, um die geschilderten Einzelfälle einordnen zu können:

Langfristig, das ist die gute Nachricht, sind 80% der Absolvent/inn/en geisteswissenschaftlicher Studiengänge regulär erwerbstätig.⁵ Das ändert aber nichts an den großen Schwierigkeiten, gerade zu Beginn der Berufstätigkeit: „Besonders geringe Übergangsquoten im ersten Jahr nach dem Examen weisen die Germanist/inn/en auf“.⁶ Nach dem Ende des Studiums kommt es häufig zur Übernahme von Übergangsjobs, aber es werden nicht so viele Praktika gemacht, wie meist angenommen wird (gleichwohl liegt die Zahl höher als bei den Absolvent/inn/en anderer Fächer).⁷

Die größte Schwierigkeit, die den Berufseinstieg so kompliziert macht, „ist das geringe Angebot an Stellen für das studierte Fach“⁸ bei gleichzeitiger Forderung großer Berufserfahrung seitens der Arbeitgeber.⁹ Die Arbeitssuchenden reagieren sehr unterschiedlich auf diese Situation: 14% von ihnen nehmen ein weiteres Studium auf, um durch Umorientierung neue Chancen in anderen Sektoren zu bekommen, etwa 40% jedoch richten ihre Berufsziele neu aus, um eine adäquate Beschäftigung im ursprünglichen Segment zu finden.¹⁰

5 Vgl. Briedis u.a.: Berufsverbleib von Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern, S. 15.

6 Ebd., S. 16.

7 Vgl. ebd., S. 16-22.

8 Ebd., S. 23.

9 Vgl. ebd., S. 24.

10 Vgl. ebd., S. 29.

Die enorme Bedeutung des Networkings für Geisteswissenschaftler/innen zeigt sich in dem Umstand, dass Jobs häufig über Kontakte vergeben werden. Stellenangebote kommen nicht selten von Arbeitgebern, die den Arbeitssuchenden bereits kennen.¹¹ Gropp und Mayr sind gute Beispiele dafür, wie durch Praktika und Volontariate Bekanntschaften und Erfahrungen gesammelt werden, die schließlich in einer Festanstellung münden, aber auch dafür, dass der Weg zu dieser Position mitunter lang und schwierig sein kann. Wenig verwunderlich also, dass Frank Wießner betonte, dass Absolvent/inn/en geisteswissenschaftlicher Fächer eine hohe Frustrationstoleranz besitzen sollten.

Mit der Leiterin eines Literaturhauses, einer Lektorin, dem Leiter einer Kulturredaktion, den Leitern zweier Presseabteilungen und dem Direktor eines Archivs bot das Podium bereits ein recht großes Panorama von möglichen Tätigkeitsfeldern (und erfolgreichen Biografien). Ein Vergleich mit den Zahlen: Für die (germanistischen) Bachelor-Absolvent/inn/en des Jahres 2005 stellte das HIS fest, dass ein Jahr nach dem Abschluss 20% von ihnen in den Medien arbeiten, 14% im Dienstleistungsbereich, 13% in Verlagen und jeweils 6% in der Wirtschaft bzw. der Bildung (Schule und Hochschule).¹² Insgesamt arbeitet etwa die Hälfte der Absolvent/inn/en geisteswissenschaftlicher Fächer in den Kernberufen Journalismus, Erwachsenenbildung, Forschung, Schule, in denen sie nach dem ersten Jahr im Schnitt 22'500€ verdienen.¹³ Zugleich übt nur ein Viertel von ihnen eine volladäquate Beschäftigung aus.¹⁴ Die letztlich eintretende, langfristige Verbesserung ist oben schon erwähnt worden.¹⁵

Das spricht zunächst einmal für recht positive Aussichten. Trotz großer Startschwierigkeiten, trotz Werk- und Honorarverträgen, trotz fehlender Stellen in den Kernbereichen finden Germanist/inn/en und Geisteswissenschaftler/innen überhaupt eine reguläre Arbeit. Man muss aber auch die andere Seite sehen: Bedingt durch die vielen und immer neuen zeitlich befristeten Arbeitsverhältnisse sind Geisteswissenschaftler/innen in größerem Ausmaß von Arbeitslosigkeit bedroht als die Absolvent/inn/en anderer universitärer Disziplinen. Wießner machte das in der Präsentation sehr deutlich. Zwar liege die Dauer der Arbeitslosigkeit üblicherweise bei nur etwa drei bis sechs Monaten, die Zahl der Langzeitarbeitslosen sei aber dennoch bedenklich hoch. Gerade im Alter zwischen 30 und 49 Jahren fänden sich hohe Arbeitslosenquoten, die dafür sprächen, dass der Wechsel zwischen Anstellung und Arbeitslosigkeit für Geisteswissenschaftler/innen ein Dauerzustand werden könne.

Im Vergleich der einzelnen Biografien mit der Statistik relativiert sich also einiges vom Erfolg. Sechs Geisteswissenschaftler/innen mit Vollzeitarbeit sind zwar nicht die Ausnahme, aber auch keineswegs die Regel. Bedenkt man die nachweisbaren Schwierigkeiten beim Einstieg in das Berufsleben, und erinnert man sich an die vielen zur Stelle verhelpen-

11 Vgl. ebd., S. 34.

12 Vgl. ebd., S. 43; für die wichtigen Arbeitsfelder Schule und Hochschule gibt es feste Laufbahnen, auf denen freilich der Berufseinstieg in der Regel erst später, d.h. nicht ein Jahr nach dem Abschluss, stattfindet.

13 Vgl. ebd., S. IV.

14 Vgl. ebd., S. III.

15 Vgl. ebd., S. 15.

den Zufälle, die auf dem Podium erwähnt wurden, so kann man, den langfristig sich bessernden Aussichten zum Trotz, in einen gewissen Pessimismus verfallen – die Entscheidung für die Geisteswissenschaft erscheint dann als Lotterie, bei der man alles setzt. Hier bestätigt sich Raulffs Aufforderung, sowohl im Studium als auch in der ersten Zeit danach seinen Interessen und Leidenschaften zu folgen. So kann man das, wofür man sich begeistert, eine Weile ausüben, ehe man sich – keineswegs sicher, aber durchaus wahrscheinlich – wegen der schwierigen Arbeitsmarktsituation in einem ganz anderen Feld nach einer zukunftssichernden Beschäftigung umsehen muss, für die man dann auch aufgeschlossen sein sollte. Bereitschaft zur Veränderung und engagierte Selbstvermarktung (das betonte Frank Wießner mehrmals) sind also entscheidende Fähigkeiten, wenn es für die Absolvent/inn/en darum geht, ihre Zukunft zu planen.

IV.

Im Anschluss an diese eher biografisch orientierten Etappen wurde die Diskussion für das Publikum geöffnet. Schon die erste Frage verknüpfte dabei Theorie und Praxis, ging es doch darum, wie wichtig das Verhältnis von Literatur- und Sprachwissenschaft im Studium für den Beruf ist. Petra Gropp und Markus Mayr, die beide sowohl Neuere Deutsche Literatur als auch Mediävistik und Sprachwissenschaft im Studium vermittelt bekamen, äußerten sich dahingehend, dass die Verbindung der beiden Disziplinen (Mediävistik schloss besonders Mayr stärker aus) interessant und für den jeweiligen Beruf sehr hilfreich sei. Das Verständnis von Bau und Funktion der Sprache nütze sowohl beim Lektorieren als auch beim Entwickeln neuer Werbekampagnen. Für Stephan Lohr hingegen spielt die linguistische Seite des Studiums im Berufsleben keine Rolle mehr, und Kathrin Dittmer betonte, dass aus ihrer eigenen Erfahrung heraus der Wunsch nach einer stärkeren fachlichen Differenzierung, die in der völligen Beziehungslosigkeit beider Bereiche enden würde, nicht nachvollziehbar sei.

Auch über das Verhältnis von weiblichen und männlichen Studierenden wurde kurz diskutiert: Etwa die Hälfte der Studierenden der Germanistik seien weiblich, wurde aus dem Publikum angemerkt (laut Statistischem Bundesamt ein Irrtum: Nur rund ein Viertel der Studierenden war 2011 männlich¹⁶), und, wie Lohr und Dittmer hinzufügten, auch die lesende Bevölkerung bestehe zu etwa 60% aus Frauen; und obwohl im kulturellen Arbeitsbereich überwiegend Frauen beschäftigt seien (auf oft schlecht bezahlten Posten), seien leitende Stellen nach wie vor meist von Männern besetzt (was sich auf dem Podium im Verhältnis zwei zu eins ebenfalls widerspiegelte).

Daran anschließend wurde nach der Bewertung wissenschaftlicher Abschlüsse (vor allem Bachelor) in der Wirtschaft gefragt. Petra Gropp entgegnete, dass zumindest in Verlagen die akademischen Anforderungen nicht unbedingt hoch seien, der Abschluss mithin nicht

16 Vgl. dazu die Tabelle des Statistischen Bundesamts, zugänglich unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Bildung/Irbil04.html>. [zuletzt besucht 08.06.2013].

unbedingt ausschlaggebend sei. Wirft man noch einen Blick auf die HIS-Studie zum Berufsverbleib von Geisteswissenschaftler/innen, die bestätigt, dass „Arbeitgeber aus der Privatwirtschaft [...] sich gegenüber Geisteswissenschaftler/innen inzwischen aufgeschlossen“¹⁷ zeigen, kommt man zu dem Befund, dass die Abschlüsse für das Berufsleben durchaus relevant sind. Und tatsächlich: Für 60% der Stellen, die Absolvent/innen nach dem ersten Jahr ausüben, ist der Abschluss Voraussetzung (wobei die Zahl deutlich unter der der übrigen Absolvent/innen liegt).¹⁸

Die Verzahnung von wissenschaftlicher Ausbildung und Wirtschaft war ebenfalls Thema der Fragerunde. Ulrich Raulff berichtete von positiven Erfahrungen bei Kooperationen mit Schulen und ähnlichen Einrichtungen; auch Praktika und Volontariate würden angenommen und durch Promotionstätigkeiten im Archiv ergänzt. Aus dem Fischer Verlag wusste Petra Gropp Ähnliches zu erzählen; wie sie selbst fänden viele über Praktika und Nebenjobs den Weg in den Verlag.

Daraus ergab sich die Frage, wann man spätestens von der wissenschaftlichen Karriere ablassen sollte, um noch eine Chance auf dem übrigen Arbeitsmarkt zu haben. Raulff und Gropp waren darin einig, dass mit jedem Schritt in die Wissenschaft der Wechsel schwieriger würde, und spätestens nach der Habilitation keine Alternativen mehr offenstünden, erst recht nicht, wenn man nicht schon neben der Promotion in anderen Feldern tätig gewesen sei. Viktor Otto gab jedoch zu bedenken, dass, sofern die Habilitation nicht zu spät erfolge, auch danach in manchen Fällen noch an einen Wechsel zu denken sei. Einig waren sich alle Teilnehmenden darin, dass man frühzeitig durch Nebenjobs und Zusatzqualifikationen darauf hinarbeiten sollte, Alternativen zu haben.

V.

Zum Schluss wurde geprüft, ob die Diskussionsrunde Empfehlungen an die Germanistik(studierenden) geben könne.

Stephan Lohr machte wiederum den Anfang. Er sprach sich dafür aus, dass Germanisten ihr Wissen und ihre Fähigkeiten in einem Gebiet besonders stark vertiefen sollten, um so an Profil zu gewinnen – zumal immer mehr Studierende der Kulturwissenschaften Praktika in literarisch-kulturellen Bereichen übernehmen.

Viktor Otto und Ulrich Raulff betonten, wie wichtig leidenschaftliches Interesse und Engagement für das Fach und seine Inhalte seien. Raulff gab darüber hinaus zu bedenken, dass eine Kompromisslösung mit zwei Arbeitsstellen möglich, aber äußerst belastend sei – ratsamer sei es, ganz in der Wissenschaft zu bleiben oder sie ganz zu verlassen.

Markus Mayr machte den Vorschlag, Unternehmenskommunikation als Alternative gegenüber dem Kultur- und Verlagswesen zu sehen. Gerade für Germanisten mit ihren Fähig-

17 Briedis u.a.: Berufsverbleib von Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern, S. 11.

18 Vgl. ebd., S. 48.

keiten in Sprache und Präsentation sowie ihrer Kreativität seien dafür hervorragend aufgestellt; im Gegensatz dazu erinnerte Kathrin Dittmer an die Wichtigkeit der fachlichen Inhalte, die in jedem Falle gekannt und vertieft werden müssten. Trotz aller Sparmaßnahmen werde der Kulturbereich auch weiterhin Beschäftigungsfelder bieten, die für Germanisten interessant wären. Vielleicht, so Dittmer, böten die gegenwärtigen Studienordnungen zu wenig Raum für die eigene Lektüre und für Engagement über die unmittelbaren Studieninhalte hinaus. Hier könnte man eventuell ansetzen, um das Bewusstsein für die Relevanz der Inhalte wieder zu verstärken.

Auch das HIS fragte danach, wie die Absolvent/inn/en die Relevanz der Studieninhalte einschätzten. Auffällig ist hier, dass spezielles Fachwissen zu den weniger wichtigen Aspekten gezählt wird, während ganz oben auf der Liste Schlüsselkompetenzen wie Selbstorganisationsfähigkeit, Präsentationskompetenzen (insbesondere bei Germanisten, die übrigens dem Fachwissen im Durchschnitt die geringste Bedeutung beimessen!), Methodenkompetenzen und breites Grundlagenwissen stehen.¹⁹ Allerdings untermauert die Studie Kathrin Dittmers Betonung der Wichtigkeit fachlicher Inhalte, wenn die Empfehlung ergeht: „Die hohe Bedeutung, die Schlüsselkompetenzen in der beruflichen Praxis von Akademiker/inne/n im Allgemeinen und Geisteswissenschaftler/inne/n im Besonderen und – fragt man Arbeitgeber – auch als Einstellungskriterien haben, sollte nicht zu der Schlussfolgerung verleiten, der Erwerb von Fachkompetenzen könne zugunsten der Schlüsselkompetenzen vernachlässigt werden.“²⁰ Indirekt, so könnte man sagen, ermutigte die Diskussionsrunde das Fach also dazu, an seinen Inhalten festzuhalten, um nicht zum bloßen Vermittler von allgemeinen Fähigkeiten zu werden. Dass sich dennoch etwas tun muss, zeigen die Zahlen: Nur jeder fünfte Studierende der Sprach- und Kulturwissenschaften fühlt sich nach dem Bachelor gut auf das Berufsleben vorbereitet.²¹

Stephan Lohrs Zusammenfassung deckte sich mit den abschließenden Aussagen Frank Wießners: Die Situation sei schwierig und erfordere eine große Frustrationstoleranz, aber sie sei nicht aussichtslos – es bestehe immer Grund zur Hoffnung. Die Unmöglichkeit, aus dem Wirtschaftsleben heraus den fachinternen Diskussionen effektiv neue Richtungen zu geben, drückten seine Schlussworte aus: „Die Germanistik müsst ihr schon selber reformieren.“

19 Vgl. ebd., S. 57.

20 Ebd., S. 61.

21 Vgl. Grützmaker u.a.: Studien- und Berufsperspektiven von Bachelorstudierenden in Deutschland, S. 38.

VI.

Was lässt sich nun aus dieser Diskussion mitnehmen? Vor allem eins: Ein Germanistikstudium endet nicht in der Ausweglosigkeit. Schon ein B.A. ist ein anerkannter Abschluss, der den Weg in den Beruf eröffnen kann. Die Fähigkeiten, die man im geisteswissenschaftlichen Studium erworben hat, sind für die unterschiedlichsten Tätigkeitsfelder von Interesse – der methodensichere, effektive Umgang mit Informationen gewinnt in jeder Branche an Bedeutung, und die Kompetenz, Inhalte gut und schlüssig an andere zu vermitteln, ist nicht minder wertvoll.

Diese große Gewichtung der Schlüsselkompetenzen bedeutet gleichzeitig nicht, dass die fachlichen Inhalte irrelevant sind. Natürlich – in vielen Bereichen ist das Fachwissen nicht oder nur wenig gefragt. Aber nichtsdestotrotz lassen sich Schlüsselkompetenzen nur über Fachinhalte als ‚Träger‘ vermitteln. Überdies ist es gerade das leidenschaftliche Interesse für das Fach, welches es ermöglicht, nicht nur einen guten Abschluss zu schaffen, sondern auch die aus der inhaltlichen Beschäftigung sich ergebenden Methoden und Arbeitsweisen so zu verinnerlichen, dass sie später auf jedes andere Feld übertragen werden können.

Als Absolvent/in muss man sich aber auch der Tatsache bewusst sein, dass der Einstieg ins Berufsleben wahrscheinlich nicht reibungslos verlaufen wird. Je mehr man zu einer Tätigkeit neigt, die nahe am Fachlichen und/oder Wissenschaftlichen ist, desto schwieriger wird es – jenseits des Lehramts sind die Stellen umkämpft, für die die Fachinhalte wichtig sind, und im Journalismus zum Beispiel – Ulrich Raulff wies darauf hin – wird die Lage in Zukunft noch deutlich angespannter werden, sodass hier kaum Perspektiven aufscheinen. Die Bereitschaft, im Zweifelsfall auf den geliebten Gegenstand des Studiums zu verzichten, um in anderen Bereichen ein Auskommen zu finden, sollte sich früh bilden, genauso wie das Bewusstsein, dass Geisteswissenschaftler im Berufsleben oft weniger zufrieden sind als die übrigen Akademiker. Praktika und Volontariate erlauben nicht nur Einblicke in andere Tätigkeiten, sondern schaffen auch Zusatzqualifikationen und Kontakte, die später nützlich werden können. Eine Weile, auch bis zur Promotion, der fachlichen Leidenschaft zu folgen, ist nicht verkehrt. Nur sollte man sich nebenbei Alternativen offenhalten, andere Berufe erwägen und spätestens nach der Promotion den Absprung von der Universität wagen. Ein Absprung, der desto leichter fällt, je mehr man sich zuvor seinen eigentlichen Interessen gewidmet hat.

Krisenfest und flexibel muss man sein, wenn man eine Geisteswissenschaft studiert. Man muss aber auch nicht gleich die Hoffnung aufgeben. Germanistik und Karriere, das hat die Diskussion gelehrt, schließen sich nicht aus. Sie sind nur nicht die allerbesten Freunde.